

# Wenn Jesus heute spazieren ginge...

**... würde ihm gefallen, was er da sieht? Müsste er nicht hochzufrieden sein – mit dem Alltag der Menschen im reichen Sozialstaat Österreich? Doch Jesus schaut nicht auf das Bruttoinlandsprodukt. Er schaut direkt in die Herzen.**

CLEMENS SEDMAK

**U**ngern enttäusche ich Christian Resch. Das wird der Refrain sein, der sich durch diesen Text zieht. Der Redakteur dieser Ausgabe hat mich angerufen und um diesen Artikel gebeten. Ich habe mit ihm auf der Treppe der theologischen Fakultät telefoniert, sozusagen am passenden Ort für die Thematik.

Christian Resch wollte Gedanken zum Thema „Was wäre, wenn Jesus heute wieder kommen und unter uns wandeln würde“ und er hat mir auch die Idee mitgegeben, dass die „Salzburger Nachrichten“ in der heurigen Osterausgabe etwas optimistisch in die Welt blicken wollen. Zumal es doch, im Gesamten betrachtet, den Menschen noch nie so gut gegangen sei wie heute. Die Bedingungen, unter denen die Menschen in früheren Zeiten leben mussten, seien mit dem, was die meisten heute vorfinden würden, schlichtweg nicht zu vergleichen. Jesus müsste also eigentlich ganz zufrieden sein. Gut gemacht, Menschheit! So habe ich jedenfalls den Grundtenor des Telefonats verstanden.

Ungern enttäusche ich den Journalisten; denn wie wäre es wohl, wenn Jesus heute wieder kommen würde? Das ist eine gute Frage, eine außerordentlich gute Frage. Ich habe diese Frage vor zwei Jahren meinen Studierenden an der University of Notre Dame gestellt; wir haben uns über die berühmte Stelle in Dostojewskis „Brüder Karamasow“ unterhalten (fünftes Buch, fünftes Kapitel), die Parabel über den Großinquisitor. Jesus kommt im 16. Jahrhundert in Sevilla zurück auf die Erde, mitten in die Torturen der Inquisition; die Kirche ist wenig begeistert, zumal Jesus auch zwei Wunder wirkt, der greise Kardinal-Großinquisitor lässt Jesus festnehmen und einsperren, weil er doch die Ordnung störe.

Am nächsten Morgen unterhält sich der Großinquisitor mit Jesus, lässt sich in einem langen Monolog aus, wartet auf eine Antwort von Jesus, der die ganze Zeit über schweigt. Die Antwort bleibt aus, Jesus sagt kein Wort, küsst den Kardinal und die Le-

serin bleibt in dieser offenen Stille allein. Ich habe die Studierenden gefragt: Wenn Jesus auf den Campus der Universität kommen und direkt in das Büro des Präsidenten gehen würde, was würde er da als Erstes sagen, welchen Satz?

Interessanterweise haben die meisten Studierenden gemeint, dass Jesus mit dem Präsidenten der wohlhabenden Universität hart ins Gericht gehen und seine Enttäuschung angesichts der Prioritäten der Institution ausdrücken würde. Jesus würde sich traurig darüber zeigen, dass Geld und Prestige an dieser Universität so wichtig seien, dass die Armen eigentlich keinen Platz in den noblen Hallen der Wissenschaften hätten; die biblischen Sätze „Niemand kann zwei Herren dienen, ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ würden die Begegnung Jesu mit dem Universitätspräsidenten mit aller Wucht treffen.

**D**as ist aufschlussreich, bedenkenswert und bitter zugleich; vor allem aber interessant. Die Einschätzung der Studierenden ist deswegen interessant, weil die meisten Studierenden gleichzeitig sehr stolz auf „ihre“ Universität sind und geradezu einen Alma-Mater-Patriotismus entwickeln. Und dabei aber doch, wenn gefragt, den Eindruck haben, dass die Universität nicht das darstellt und lebt, was Jesus sich vorstellen würde.

Wir könnten mit diesem Szenario natürlich auch in unseren Häusern spielen – Jesus beim Erzbischof, Jesus beim Landeshauptmann, Jesus im Bundeskanzleramt. War Jesus je schon bei einem prunkvollen Pontifikalamt zugegen? Oder bei einer Landtagssitzung? Die Fragen sind wichtig. Mit einem bitteren Beigeschmack, der sich aus der notwendigen Spekulation und wohl auch dem leisen Gefühl speist, die Prioritäten im Sinne des – vielleicht als weltfern empfundenen – Evangeliums nicht ganz recht gesetzt zu haben.

Ich nehme mich selbst als Beispiel: Wenn Jesus heute wieder kommen würde, würde ich ihn, wie wahrscheinlich so viele, nicht wahrnehmen. Ich bin nämlich meist in Eile. Ich würde an Jesus vorbeieilen, mit raschem Schritt und mit der Art von Geschäftigkeit,

die es schwer macht, aufmerksam zu sein und Wesentliches wahrzunehmen. Ich würde an Jesus vorbeieilen, wie ich in den meisten Fällen an den bettelnden Menschen in Salzburg vorbeieile. Und ich eile deswegen, weil ich Zeit brauche, um schöne Vorträge über Jesus zu halten oder schöne Gedanken über Jesus zu formulieren. Das hat etwas Beschämendes. Und so soll es auch sein. Die Frage des SN-Redakteurs als Stachel im Fleisch der Selbstgefälligkeit.

Der Jesus, den wir von den Evangelien kennen, wird wohl weniger im Chiemseehof und am Ballhausplatz zu finden sein als bei den Notleidenden. Da bieten sich der Bahnhof und der Bahnhofsvorplatz an oder auch die in der Stadt Salzburg anzutreffenden Notreisenden aus Rumänien. Oder auch die Asylsuchenden aus Syrien. Im Herbst 2015 wäre Jesus wohl in der Bahnhofstiefgarage zu finden gewesen. In all diesen Situationen, so können wir uns vorstellen, wird und würde Jesus seine gewichtige Frage stellen: „Was willst du, dass ich dir tue?“ – und die Antwort auf diese Frage ist keineswegs trivial.

**U**nsere Gesellschaft hat Wohlstand für viele hervorgebracht, ein gutes Leben für nicht wenige. Und doch produziert dieselbe Gesellschaft auch das, was Zygmunt Bauman „Überflüssige“ genannt hat. Menschen, mit denen die Gesellschaft nichts anzufangen weiß, weil sie wenig „brauchbar“ scheinen. Diesen Menschen, gerade diesen Menschen, wendet sich Jesus zu. Denn ein Mehr an Wohlstand bedeutet nicht unbedingt ein Mehr an Bereitschaft, Menschen, die ein schwereres Leben haben, zu begleiten.





Die von Christian Resch gestellte Frage nach „Jesus heute, Jesus mitten unter uns“ ist eine kluge Frage. Ungern enttäusche ich ihn, aber die Frage ist bereits im Matthäusevangelium beantwortet; die Antwort trifft mitten ins Herz des Themas der „Überflüssigen“. Im 25. Kapitel dieses Evangeliums findet sich die meistzitierte Stelle, wenn es um den sozialen Auftrag der Christinnen und Christen geht. Wie wohl alle wissen, steht in der sogenannten Endzeitrede, die von den guten Werken handelt (den Hungrigen zu essen geben, die Kranken besuchen, die Nackten bekleiden, die Gefangenen nicht allein lassen): „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder (für eine meiner geringsten Schwestern) getan habt, *das habt ihr mir getan.*“ Das „gering“ steht hier für den sozialen Stand der Person; das sind also diejenigen, die „geringe Beiträge“ leisten können, nach den Kriterien der Welt.

Das ist also die Antwort: Jesus ist mitten unter uns. Denn wir lesen in dieser Evangelienstelle nicht: „Was ihr für einen oder eine meiner geringsten Brüder oder Schwestern getan habt, *das ist so, als hättet ihr das mir getan.*“ Der Text macht klar, dass die Begegnung mit dem ausgegrenzten Menschen eine Begegnung mit Jesus ist. Und das ist bedeutsam.

**J**esus ist mitten unter uns. In der Begegnung mit den Wohnungslosen, den Verzweifelten, den Straftätern, den Bettelnden, den Einsamen. Jesus ist zugegen. Diese Antwort findet sich auch im 18. Kapitel des Matthäusevangeliums, wo es heißt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Jesus ist unter uns, wenn wir Jesus als Gemeinschaft ernsthaft suchen. Wenn man das Evangelium ernst nimmt, lautet die Frage also nicht: „Was wäre, wenn Jesus wieder kommen und mitten unter uns sein würde?“, sondern: „Wie und warum ist

Jesus mitten unter uns?“

Ungern enttäusche ich Christian Resch, denn das wollte er wohl nicht lesen. Die Antwort bleibt – Jesus ist mitten unter uns, wenn wir ihn mit redlichem Herzen suchen. Er ist mitten unter uns, in der Not und in den Notleidenden.

Selbstverständlich haben wir ein Wohlstandsniveau erreicht, das einer Familie in vielen Fällen mehr Wahlmöglichkeiten in der Alltagsgestaltung bietet, als sie dem Sonnenkönig Ludwig XIV. zur Verfügung standen. Ja, wir haben einen Rechtsstaat und eine öffentliche Ordnung, die Extremsituationen weitestgehend verhindert.

Im Unterschied zu den Städten des Römischen Reichs in den frühen Jahren des Christentums liegen keine kranken, sterbenden, hungernden Menschen auf den Straßen. Hier hat wohl auch das Christentum etwas bewirkt. Peter Brown hat etwa bemerkt, dass das christliche Empfinden eine Revolution der sozialen Vorstellungskraft mit sich brachte – als im Jahr 368 eine Hungersnot in Kappadozien wütete, machten die christlichen Bischöfe klar, dass dies eine Katastrophe sei, die alle angehe, weil es doch unsere Brüder und Schwestern seien, die hier auf den Türschwellen und vor den Häusern der Bessergestellten verhungerten. Auch dieser Wandel in Wahrnehmung und Praxis hat mit dem 25. Kapitel des Matthäusevangeliums zu tun.

Unbestritten also: Wir haben uns von 368 bis 2018 weit bewegt; aber eine leise Stimme in mir lässt fragen, wie Jesus denn unsere Gesellschaft wahrnehmen würde. Worauf würde er achten? Was wäre sein Fokus? Nach welchen Kriterien würde er die Welt beurteilen? Wir lesen in den Evangelien, dass das Reich Gottes, um das es Jesus ging, „nicht von dieser Welt“ ist (Johannesevangelium, 18. Kapitel). Jesus misst mit ande-

rem Maß, er schaut nicht so sehr auf die Infrastruktur, sondern in die Herzen. Das wird in der Bergpredigt (Matthäusevangelium, Kapitel 5 bis 7) deutlich: Gott blickt in die Herzen von uns Menschen. Und er sieht darauf, wie es „den Geringsten“ geht.

Wie geht unsere Gesellschaft mit den schwächsten Mitgliedern um? Welche fundamentalen Einstellungen haben wir in unserem Herzen? Wenn das die Perspektive ist, könnten sich die Dinge anders darstellen. Da müssten wir diejenigen fragen, die mitten in unserer Gesellschaft Not leiden; da müssten wir, die wir gute Leben führen, uns kritisch fragen, was denn Jesu Einladung zur Umkehr für uns bedeutet.

Denn nach Einsicht und Ansicht von bibelwissenschaftlicher Forschung ist die Stelle in Markus 1:15 eine der ältesten Stellen in den Evangelien, die Jesu „Programm“ in aller Kürze wiedergibt; da steht: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“

Wenn wir mit einer gewissen Selbstgefälligkeit der Meinung sind, dass „im Großen und Ganzen“ alles in Ordnung sei – gehen dann diese Sätze ins Leere?

**W**ir haben immer wieder eine neue Chance, aus unserer Selbstgefälligkeit aufzuwachen – im Erschrecken oder aber in der österlichen Freude; in der Freude darüber, dass der Tod, die Quelle von Angst und Ängstlichkeit, besiegt ist. „Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“, schreibt Paulus im ersten Korintherbrief (15:55). Und wenn der Tod seinen Stachel verloren hat, dann können wir wahrhaft angstfrei leben. Angst ist das größte Hindernis auf dem Weg zu Solidarität. Die Angst, „zu wenig“ zu haben, „zu kurz“ zu kommen, lähmt die freudige Großzügigkeit. So könnte, so müsste diese österliche Freude zu einer Revolution der sozialen Vorstellungskraft im Jahr 2018 führen, die uns daran arbeiten lässt, dass „alle“ eingeladen sind.

Ungern enttäusche ich Christian Resch, aber solange „viele“ nicht an den Tischen mit den wohlgefüllten Schüsseln sitzen können, braucht es Umkehr – eine Umkehr, die nicht die Angst, sondern nur die Osterfreude bringen kann.